

Dreizehn Minuten - Honigtee

Ich schmecke die würzige Note des Holunders, merke wie er auf meiner Zunge verweilt und schließlich langsam meine Kehle hinunter rinnt. Ich versuche dabei, den metallischen Geschmack des Blutes, der sich damit vermischt hat, zu ignorieren, -und muss daran denken, wie der Tee das heiße Wasser rot gefärbt hat, als er gerade noch in einer bunten Tasse auf dem Tisch vor mir gestanden hat.

Jetzt ist es still, aber in meinem Kopf höre ich ein unerträgliches lautes Summen und Pfeifen. Ich habe aber keine Angst. Es ist als würde die Stille meine Gedanken erhellen, sie zum Leuchten bringen. Noch nie habe ich so klar gesehen wie in diesem Augenblick. Selbst jetzt, wo ich meine Augen öffne, Staub und Rauch mich umgeben, in meinem Hals kitzeln und mir ein Husten entlocken.

Schuhe, in verschiedenen Farben und Größen. Füße, nur bedeckt von Socken, schmutzigen Socken. Sie rennen, jagen an mir vorbei. Ich bewege mich nicht, sondern folge den Schritten, solange bis meine Augen brennen und ich sie wieder schließe.

Jeden Tag komme ich in dieses Café, um die gleiche Uhrzeit, um denselben Tee zu bestellen und mich an denselben Tisch zu

setzen, nahe am Fenster, aber nicht zu weit von der Theke entfernt. Nur durch eine Reihe missgünstiger Umstände bin ich heute eine Stunde später hier, musste mich an einen anderen Tisch setzen und eine andere Sorte bestellen, weil der Schwarze Tee gerade ausgegangen ist. Ich habe versucht, Zimt und Honig, die ich üblicherweise im Schwarztee trinke, in den Holunderblüten-Tee zu mischen, aber das hätte ich lieber sein lassen sollen. Der Bus, mit dem ich sonst ins Stadtzentrum fahre, hatte eine Panne und ich musste auf den nächsten warten. Doch der war so überfüllt, dass ich keinen Platz ergattern konnte und weitere dreißig Minuten warten musste. Als ich dann endlich in das Café kam, war er nicht da.

Der Kellner, von dem ich weiß dass er eigentlich Medizin studiert und hier nur nebenbei arbeitet. Der junge Mann, der mich seit Monaten jeden Tag bedient und es schafft, mir das erste Lächeln des Tages zu stehlen, als wäre er nur dafür auf dieser Welt, für diesen einen Moment. Ich kann seine Blicke auf mir spüren, wenn er mich beobachtet und er denkt, ich würde sie nicht bemerken. Doch ich bemerke sie.

Genau dreizehn Minuten.

Solange braucht der Tee, um zu ziehen, seinen vollen Geschmack zu entfalten und ausgetrunken zu werden. Dreizehn Minuten, die ich damit verbringe, ihn zu beobachten, mir in Gedanken vorzustellen, wie sich seine Stimme anhört, wenn er nicht gerade

nach meiner Bestellung fragt. Ich zupfe an meinem Kopftuch, immer darauf bedacht, meine langen schwarzen Haare darunter zu verdecken. Es ist schon nah an der sittlichen Belastbarkeitsgrenze, dass ich hier sitze, inmitten von Frauen und Männern, ganz alleine.

Dreizehn Minuten, bloß dreizehn Minuten.

Das Café ist ein ganzes Stück weit von unserem Haus entfernt, weit genug, damit die Nachbarn es nicht mitbekommen oder mein Vater gezwungen ist, auf die einzige Möglichkeit zu reagieren, die *sie* für die richtige halten. Doch mein Vater ist anders. Er träumt schon seit ich denken kann von einem Leben außerhalb dieser veralteten Konventionen. Man fügt sich, denn wenn nicht ...

Heute trinke ich meinen Tee sehr langsam, versuche jeden Schluck so klein wie möglich zu halten - in der Hoffnung, er käme doch noch. Ich ertappe mich dabei, wie meine Augen zur Tür wandern und dann dort minutenlang verharren. Ich schaue auf das winzige Glöckchen, das läutet, sobald die Türe geöffnet wird. Als ich feststelle, dass nur eine Frau mit ihrem kleinen Sohn hereingekommen ist, seufze ich unwillkürlich auf. Ich kenne nicht einmal seinen Namen. Ob er sich schon nach meiner Familie erkundigt hat? Ich winke unauffällig dem Kellner zu, um zu bezahlen und mich auf den Weg in den Laden zu machen, wo ich noch einige Dinge für Mutter besorgen muss. Ich sehe betrübt auf

den Boden meiner Tasse. Ein winziger Schluck ist noch übrig. Ich führe die bunte Tasse zu meinem Mund und trinke aus.

Es ist so unglaublich still, wäre da nicht der lärmende Schmerz in meinem Kopf. Die Stimmen sind verstummt, wurden mit der Welle fortgetragen wie Sand im Wind. Nur langsam nehme ich wieder Geräusche wahr, doch sie sind so unendlich weit entfernt. Ich blinzele den Staub aus meinen Augen, sehe eine Hand, direkt daneben ein Fluss aus schwarzer Seide. Vorsichtig ertaste ich es mit den Fingern. Es fühlt sich vertraut an.

»Hier ...«

»... Mädchen.«

Die Worte ergeben keinen Sinn, werden laut, flachen ab, in meinen Ohren summt es immer noch entsetzlich laut. Der Staub legt sich nur quälend langsam.

»... du mich?«

Ich schaue auf. Dunkle Augen blicken auf mich herab. Augen, die ich den ganzen Tag schon vermisst habe, auf die ich dreizehn Minuten lang gewartet habe. Seine Lippen bewegen sich, aber ich verstehe nicht was er sagt, nur Fragmente schlüpfen durch die Stille hindurch. Im Augenwinkel kann ich Menschen wahrnehmen, die aufgebracht umherirren, doch ich bleibe hier, ich möchte nirgendwo anders sein. Mit Bedacht legt er sich vor mich auf den staubigen Boden. Seinen Kopf stützt er mit seinem Arm und sieht mich dabei lange an.

»Kannst du mich hören?«, fragt er schließlich.

Ja, ich höre ihn, nur ihn. Ich nicke, das Atmen fällt mir schwer. Eine Haarsträhne ist über mein Gesicht gerutscht. Ich spüre, wie seine Finger sanft über meine Stirn wandern, meine Wange entlang fahren und die störrische Strähne hinter mein Ohr schieben.

»Du bist verletzt«, sagt er. Seine Augenbrauen ziehen sich zusammen, als würden ihm die Worte Schmerzen bereiten. Ich weiß, möchte ich sagen. Ich spüre meine Beine nicht mehr, schon seit einer ganzen Weile nicht.

»In deinem Rücken steckt ein ... Du solltest dich nicht bewegen, bis die Rettungsfahrzeuge da sind«, erklärt er. »Ich werde hier bei dir bleiben, damit dich niemand versehentlich anrempelt.«

Wo warst du? Warum warst du nicht hier? Nein! Ich bin glücklich, dass du es nicht warst, sondern weit weg. In meinen Gedanken frage ich ihn tausend Dinge. So vieles möchte ich erfahren.

»Warum ... spüre ich ... keinen Schmerz?«, frage ich stattdessen. Sein Lächeln, von dem ich sonst immer unweigerlich angesteckt werde, reicht nicht bis zu seinen Augen.

»Du stehst womöglich noch unter Schock.«

Meine Finger bewegen sich, als würden sie Klavier spielen, doch da ist keine Musik, es gibt keine Chöre, die sie begleiten. Sanft legt er seine Hand auf meine. Eine simple Berührung, die für mich weitaus mehr ist als das, und dennoch vibriert sie unaufhörlich, schaffe es kaum, sie zu bändigen.

»Was passiert mit mir?«

»Du zitterst, dein Körper wehrt sich.«

»Wogegen ... wehrt es sich?«, frage ich.

Er schließt seine Augen. Als er sie wieder öffnet, schüttelt er bekümmert den Kopf.

»Hilfe ist unterwegs«, antwortet er.

Lange schaue ich in sein Gesicht. Die dunklen Haare, die durch den Staub beinahe grau sind, sind an den Seiten kürzer, der Rest fällt ihm chaotisch auf die Stirn.

»Du warst heute nicht da«, höre ich ihn sagen.

Angestrengt öffne ich wieder die Augen. Mein Verstand möchte hinfort treiben, sich ausruhen. Jemand weint. Eine Frau. Sie sucht nach ihrem Kind. Was ist passiert? Wo bin ich? Bin ich noch immer in dem Café oder liege ich in meinem Bett?

»Sieh mich an. Es wird bald Hilfe eintreffen.« Vorsichtig legt er seine Hand auf meine Wange. Die Finger bettet er dabei auf mein Ohr und das Jammern wird durch den Pulsschlag seiner Hand gedämpft.

»Warum bist du hier?«, frage ich.

»Ich wollte nach dir sehen, wollte sichergehen dass du ...«

Mir ist kalt. Meine Gedanken driften ab, höre seine Worte nicht mehr, seine Stimme die mich bis jetzt hier festgehalten hat.

»Bleib bei mir«, höre ich die Stimme wieder. Sie ist wie ein Licht, das mich aus der Dunkelheit zieht. Ich spüre nichts. Kein

Schmerz, kein Leid, nur Kälte um mich herum und der Staub auf meinen schweren Augen.

»Ich werde nachsehen, ob die Rettungskräfte eingetroffen sind«, sagt er.

»Geh nicht«, bitte ich ihn und drücke kraftlos seine Hand, die immer noch meine berührt.

Ein Mann kniet sich neben ihn und tippt ihm auf die Schulter.

»Die Rettungsfahrzeuge kommen nicht durch. Es gab einen weiteren Anschlag vor der Stadt. Wir brauchen hier jede Hilfe, die wir kriegen können.«

»Noch nicht. Ich kann hier nicht weg«, erwidert er. Der Mann sieht mich seufzend an, nickt und steht dann auf.

»Auch sollten die Menschen, die sich noch hier drin befinden, raus geschafft werden. Das Gebäude kann jeden Moment einstürzen.«

»Wenn ich sie bewege ... Ich bleibe hier.«

Der Mann schüttelt verständnislos den Kopf, bevor er geht.

»Kannst du deine Beine bewegen?«, fragt er mich nachdem er sich wieder vor mich auf den Boden gelegt hat.

»Nein, aber du musst gehen«, sage ich, doch er lächelt mich wieder nur an.

»Muss ich nicht.«

Ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen ist, aber ich habe das Gefühl wir liegen seit Stunden auf dem kalten Boden. Werde ich ihm je wieder so nah sein wie heute?, frage ich mich. In meiner Brust kratzt es, ich kann in den Ohren das Röcheln hören, das ich

von mir gebe. Es schwillt mit jeder Sekunde weiter an. Es scheint, als würde mein Körper taub werden. Meine Finger sind eisig kalt und meine Lippen beben. Krampfhaft versuche ich das aufeinander klappern meiner Zähne zu kontrollieren.

»Was ... geschieht ... jetzt?« Ich bin mir nicht sicher, ob ich die Worte tatsächlich von mir gegeben habe. Seine Augen werden feucht. Eine Träne rinnt ihm aus dem Auge, rollt bedachtsam über seine Nase und tropft dann auf den Boden.

»Warum weinst du?«

»Ich weine nicht, Honigtee. Der Staub brennt bloß in meinen Augen.«

So gerne möchte ich ihm glauben, doch die Traurigkeit in seinem Gesicht ist so greifbar, wie die bunte Tasse, die ich vor wenigen Minuten noch in meiner Hand hielt.

»Wirst du mich besuchen?«, frage ich.

Eine Weile sieht er mich fragend an, doch dann sehe ich ein zaghaftes Lächeln.

»Das werde ich.«

Ich muss einkaufen. Mutter wartet sicher schon auf mich. Ob sie das Brot schon gebacken hat? Das kann sie gar nicht. Ich muss das Mehl besorgen, bei dem Bäcker gleich um die Ecke. Wie spät ist es?

Mein Brustkorb hebt und senkt sich und doch schaffe ich es nicht meine Lungen mit Sauerstoff zu füllen. Die Enge in meiner Brust

macht mir plötzlich Angst. Wo bin ich? Es ist laut. Menschen schreien, heulen, rufen.

»Bleib hier, Honigtee, bleib bei mir.«

Ich keuche, spüre, wie die Luft sich angestrengt einen Weg durch die Lunge bahnt. Etwas Warmes sickert aus meinem Mund, fließt über meine Wange bis zu meinem Ohr. Zaghafte wischt er mit seinem Finger über meinen Mundwinkel. Ist das schwarzer Tee, den ich rieche? Wer ist der junge Mann, der mich so traurig ansieht? Wie heißt er? Ich kenne seinen Namen nicht. Dann fällt es mir wieder ein. Er nennt mich Honigtee. Warum habe ich ihn nicht gefragt, als ich es noch konnte?

Es ist als würden Stunden vergehen. Ich weiß, ich werde sterben. Ich bekomme keine Luft. Ich sehe ihn an, den jungen Mann, der immer noch vor mir auf dem Boden liegt und mich nicht alleine lässt. Ich schreie, flehe; unausgesprochene Worte die nur in meinen Gedanken existieren.

Seine Lippen beben. Er hält noch immer meine Hand, streichelt über meine dunkle Haut mit seinen warmen Fingern.

»Es tut mir so leid, Honigtee.«

Er steht auf und kniet sich hinter mich. Langsam beugt er sich zu mir hinunter. Der Duft seiner Haare weht mir in die Nase, es riecht nach Zimt und Honig. Seine Lippen berühren mein Ohr, flüstern mir etwas zu. »Sei unbesorgt, Honigtee. Ich bin hier. Es ist gleich vorbei, versprochen«, seine Stimme bricht, die warmen Lippen immer noch fest auf mein Ohr gepresst. Ein heftiger Ruck

schießt durch meinen Körper. Schnell dreht er mich um, und ich kann nun in seine von Tränen gefüllten Augen schauen. Sanft bettet er mich in seine Arme, wiegt mich hin und her während ich die zaghaften Berührungen seiner Hand auf meinem Gesicht spüre.

»Kämpfe nicht, Honigtee. Kämpfe nicht mehr.«

Warum weinst du?, möchte ich ihn fragen. Warum weinst du? Ich bin nicht alleine.